

Mitternacht war es. Eben lugte der Vollmond über die Wipfel der Ahornbäume, welche eine schattige Allee rings um den Grottenplatz der Jefferson Barracks bildeten. Nur das einformige Geräusch der Tritte des langsam auf- und abschreitenden Postens unterbrach die tiefe Stille.

In der Brust des jungen Soldaten aber stürmte es. Verworfene Gedanken jagten sich in seinem Gehirn, die der, seine Brust erfüllenden heißen Sehnsucht nach Freiheit entsprangen.

„Heil!“ Herrmann Förster blieb betroffen stehen, denn er hatte das Wort ziemlich laut gerufen. Ein bitteres Lächeln umspielte seine Lippen. Selbst wenn er gehört worden, war würde es verstehen? Von seinen Vorgesetzten sicher keiner. Thor, der er war!

Ja natürlich, ein Thor war er gewesen, hätte er denn sonst zum zweiten Male freiwillig den gestreiften Rock angezogen, nachdem er, um das erste Mal den ihm aufgewungenen zu entgehen, Heimath und Geliebte verlassen hatte? Er nahm seinen Marsch wieder auf, und während er so auf- und abschrift im dümmrigen Mondlichte, zog in bunten Bildern die Vergangenheit an seinem Geiste vorüber.

Den schönen Märchentraum der Kindheit hatte frühzeitig die Wirklichkeit zerstört, deren Rauheit und Nacktheit ihm keine jartliche Mutter mit den Blumen der Liebe bedeckte. Fremde Menschen machten den armen Findling schon früh darauf aufmerksam, daß er eigentlich gar kein Recht habe zu solchen, daß dieses Privilegium nur solchen gebühre, die vortheilhafter in der Wahl ihrer Eltern gewesen. Bald aber sah man, daß die Körperkraft des trotz aller Entbehrungen lerngehungenen Knaben sich vortheilhaft bewenden ließ. — Jahre vergingen, unter schwerer Arbeit, im grauen Eimerle. Dann erwachte in seinem Leben ein Sonnenstrahl: die Liebe. Es waren die blauen Augen Gertrud's, der Tochter seines Brodherren, welche den Funken in seiner Brust entzündeten. Er fand Gegenseitigkeit, und siehe, die Arbeit wurde ihm nicht länger schwer, er sehnte sich nicht mehr in die weite Welt, der einfache Bauernhof am Saume einer melancholischen Haide, von düstern Fichtenwäldern umkränzt, wurde ihm zum Paradiese. Zwei Jahre lang träumte er den schönen Traum, den nur einmal so überquellend und beseligend der Mai des Lebens bringt. Und dann — ein Stückchen weißes Papier, es wurde das Wöllchen am Horizont seines Glückshimmels, das bald zu einem schwarzen Sturmgewölke anknirschen und den Sonnenschein aus seinem Leben verjagen sollte. Das Papier enthielt die Einberufung zum Militär. Er wurde Soldat in einer entfernten Residenzstadt, wurde mißhandelt, geknechtet, tyrannisiert, aber alles ertrug er ohne Murren, mochte auch der Mannesgrimme in ihm kochen, er dachte an seine geliebte Gertrud und daß dies Leben nur drei Jahre dauern würde. Selten nur schrieb er ihr. Einen Brief aufzusehen war für ihn ein schweres Stück Arbeit. Wozu auch? Hatten sie sich doch beim heimlichen Abschied ewige Liebe und Treue geschworen. Auch sie schrieb wenig. Zuletzt aber fiel ihm der Ton ihrer Briefe auf, diese Gerechtigkeit, diese seltenen Anspielungen und Beschuldigungen verstand er nicht. Dann blieben ihre Briefe ganz aus. Einmal Tages erfuhr er von einem Bekannten aus seiner Gegend, der auf Urlaub gewesen war, daß Franz Lindholt, ein reicher Bauernburche, um seine Gertrud freie, daß ihr Vater dieselbe Verbindung wünsche und sie derselben nicht ganz abhold zu sein scheine. Eine heiße Anhaft, daß er seine irdische Seligkeit verlieren könne, ergriff ihn, und zugleich eine grimme Wuth, daß dies möglich sein könne. Er schrieb ihr einen Brief voll Fragen und Bitten und Vorwürfen. Keine Antwort. Seine Hoffnung sank von Tag zu Tag. Erst jetzt spürte er mit voller Wucht die Stellenfeste des Militarismus. Kaum konnte er seiner Sehnsucht gebieten, hinzuzellen zu ihr, in ihren Augen sein Urtheil zu lesen, von ihren Lippen bestätigt zu hören, was er immer und immer noch nicht glauben konnte. Er vernachlässigte seinen Dienst, zog sich die Ungehorsamkeit seines Vorgesetzten zu und die Folge war, daß ihm der nachgesuchte Urlaub verweigert wurde. Tag der Verzweiflung, ohnmächtiger Wuth, bitterer Schmerz folgten, bis er endlich der gesunde Kern in ihm die Oberhand gewann. Er legte sich einen Plan zurecht. Durch unermüdeten Dienst, durch slavische Unterwürfigkeit gewann er sich allmählig die Gunst seiner Vorgesetzten zurück, und als er dann wieder um Urlaub anhielt, wurde er ihm bewilligt.

Mit vor Aufregung gerötheten Wangen stand er am Fenster des tablen Coupees und blickte auf die im jungen Frühlingschmud prangende Landschaft. Viel zu langsam fuhr ihm der Zug und zuweilen viel zu schnell, wie eben die Gefühle des Hoffens und Bangens in seiner Brust abwechselten. Endlich konnte er den Zug verlassen. Rasch durcheilte er das kleine Städtchen, hinaus in das weite, stille, duftende Land. Eine deutsche Meile noch hatte er zu wandern. Bald schon grüßten ihn dunkle Fichtengruppen, rothe Fichtendächer über blühenden Obstbäumen als alte Bekannte. Die saftgrünen Blätter der Erlen blinkten im Frühlingssonnenstrahl. Fern am Saume der Felder, von wo das laute „Hüh“ und „Hot“ der Ackerer drang, schimmerten wiearmorfaulen die Stämme der Birken. Die Pappeln am Wegesrand, von jubelnden Lerchen umkreist, lispelten bekannte Melodien. Da wurde ihm so traut und heimathlich zu Muthe, und wie ein süßer Hauch aus dem Paradiese seiner Kindheit zog es durch seine Brust.

Plötzlich gewahrte er fern auf der Endstraße eine gelbe Staubwolke. Was konnte es sein? Eine Heerde oder ein Ackerwagen war es nicht. Endlich unterscheidet er eine von zwei Säulen gezogene Kutsche, von einer zweiten gefolgt. Ein eigenthümliches Gefühl der Scheu, das er selber nicht verstand, bewegte ihn, sich zu verbergen. Rasch sprang er über den Graben und stellte sich hinter die Erlenhecke, von wo aus er, ohne selbst gesehen zu werden, die Landstraße überblicken konnte.

Die Fuhrwerke kamen näher. Fröhliches Gelächter drang an sein Ohr, schon konnte er einzelne Stimmen unterscheiden. Er bog die Zweige auseinander, um besser sehen zu können. In der ersten Kutsche sahen vier Personen. War's denn möglich? Das war ja der alte Haubauer, sein Dienstherr, mit seiner Frau, und dieser gegenüber saß Franz Lindholt, und neben diesem saß eine Mädchengestalt mit weitem Schleier, einen blühenden Myrthenkranz auf dem prächtigen goldblonden Haar. Es war Gertrud.

Vor seinen Augen stümmerte es, ein schmerzhaftes Stechen durchquerte seine Brust. Langsam drang er durch die Hecke, sprang über den Graben, lehnte sich müde an den Stamm einer Pappel und blickte den rasch fortrollenden Fuhrwerken nach. Die Sonne strahlte und die Lerchen jubelnden wie vorher, aber ihm war der Frühling entwichen, ein eifriger Hauch hatte die duftenden Blüten in seiner Brust geblüht. Lange stand er am Stamme der Pappel, und zuletzt kam eine seltsame Ruhe über ihn, die Ruhe eines grauen, stillen Dezembertages.

Er wanderte langsam weiter, bog aber von der Landstraße ab, freute Wiesen und Felder und erreichte endlich einen einsamen Fichtenwald. Dort streckte er sich in's duftige Moos und lauschte dem Brausen der Wipfel, welche wie Geistergeflüster die heilige Stille durchklang. Unbeweglich lag er da, bis in den Wolken das Abendroth erlosch; dann schritt er weiter. Einmal blieb er mitten auf einem freien Felde stehen und betrachtete lange einen Stern, der groß und glänzend am westlichen Horizonte stand.

Heller Lampenschimmer strahlte ihm aus den Fenstern der Wohnräume und Rüche des geräumigen Bauernhauses entgegen, von der Tenne Klang Tanzmusik und fröhliches Stimmengewirr. Unbemerkter erreichte er das Kämmerchen, worin er früher mit einem Knecht zusammen geschlafen hatte. In einer Schinde hing noch seine Kleider. Hastig vertauschte er die Uniform mit einem starken Arbeitsanzug und entfernte sich so unbemerkt, wie er gekommen war. Die Uniform versetzte er, mit Steinen beschwert, in einen Teich. Nun war er frei, jetzt hinaus in die weite Welt!

Unter mancherlei Strapazen und Entbehrungen erreichte er Rotterdam. Von dort kam er als Matrose nach New York. Hier im Lande der Freiheit boten sich ihm genug Gelegenheiten zu einer erfolgreichen Laufbahn, aber die innere Zerkahrenheit mit sich selbst raubte ihm den Sinn für Befähigung. Immer wieder zog er weiter, und ein rollender Stein setzt bekanntlich kein Moos an. So vergingen fünf Jahre, und noch hatte er es zu nichts gebracht. Er befand sich in St. Louis, seine Mittel waren erschöpft und zum ersten Male konnte er keine Arbeit finden. Als er nun eines Tages an einem Rekruten-Anwerbe-Bureau vorüberkam und sich unterrichten ließ, daß der Soldat in Amerika für seine Dienste gut bezahlt und wie ein „Gentleman“ behandelt würde, kam ihm der Gedanke, sich anwerben zu lassen und sich selbst hindurch zu zwingen, fünf Jahre lang beständig zu bleiben. Gedacht, gethan.

Sechs Wochen war er jetzt Soldat und schon hatte er den raschen Schritt wohl hundert Mal bereut und erwünscht. Zwar die Disziplin war hier nicht so streng wie in Deutschland, die Willkür aber eben so groß, welches ihm um so unerträglich war, weil er erwartet hatte, als freier Mann und nicht als Sklave behandelt zu werden. Ein Geräusch von Tritten weckte seinen Helden aus seinen Betrachtungen. Dunkle Gestalten tauchten auf; er wurde abgelöst. Am folgenden Tag gab es Löhne. Herrmann Förster erhielt noch nichts, denn der Lohn des ersten Monats wurde den Rekruten zurückbehalten. Da er auf Wache gewesen, wurde er heute nicht zur Aushilfe im Garten oder zum Reinigen der Wege und Anlagen kommandirt, welches ihm, dem „Dutchman“, sonst oft seitens seiner irischen Vorgesetzten passirte. Nachdem er das schlechte Mittagmahl verzehrt hatte, welches nur aus Kartoffeln, diesen Bohnen, Brod und Kaffee bestand (der Fehel Fleisch, den es noch gab, war nicht zu genießen) begab er sich zu den Schlafstätten hinauf, um ein wenig zu lesen und sich auf die Nachmittags-„Dreh Parade“ vorzubereiten. Oben bot sich ihm ein überraschender Anblick. Mitten im Saale stand ein Theil der Mannschaften in einer dichten Gruppe zusammen, in deren Mitte er beim Näherkommen den Sergeanten O'Leary gewahrte, der bei Deutschen und besonders ihn nicht leiden konnte und den auch er von ganzem Herzen haßte. Er sah auf einem hohen Stuhl. Vor ihm stand ein Tisch, mit grünem Tuche behangen, worauf eine Wachs-tuchdecke mit rothen und schwarzen Feldern lag, kurz: ein Spieltisch. Herrmann wollte seinen Augen nicht trauen. War es denn möglich? Der Sergeant hielt eine Spielbank und nahm in Roule et noir den armen Soldaten den fargen Gehalt ab? Kein Zweifel, so war es. Bald entdeckte er noch mehr. Ober war es nur Zufall, daß eine gewisse Aklione von Landsleuten des Sergeanten die meisten und größten Gewinne zogen, die gezogen wurden? Die übrigen Mitspielenden, meistens harmlose Rekruten, schienen dies gar nicht zu bemerken, und wenn, mochten sie wohl lieber ihr Geld verlieren, als wie die Feindschaft des gefürchteten Vorgesetzten herauszufordern. Das Rechtsgefühl empörte sich in dem Deutschen und als er sah, wie ein gutmüthiger Schotte seinen letzten Dollar legen wollte, flüsterte er ihm zu: „Sei vernünftig, gib doch diesem Schwindler nicht Alles!“ In seiner Erregung hatte er ziemlich laut gesprochen. Unheimliche Stille folgte. Plötzlich sprang der Sergeant auf und stürzte mit den Worten: „You god d — Dutchman!“ vorwärts und stieß den jungen Mann so heftig mit der geballten Faust vor die Brust, daß er rückwärts zu Boden taumelte. Sogleich sprang er aber wieder auf. Seine Wangen brannten, seine Augen glühten, die Lippen hatte er zusammen gekniffen. Vier Mann sprangen ihm entgegen, aber mit einem gewaltigen Stoß schleuberte er sie von sich. Aber schon kamen dem Sergeanten einige seiner Landsleute zu Hilfe. Er wurde von der Hebermatte überwälzt und zur Wache geführt. Sechs Tage strenger Arrest wegen Widerseßlichkeit gegen den Vorgesetzten, lautete das Urtheil, welches am folgenden Morgen über Herrmann Förster gefällt wurde. Er wurde mit dem eingekerkerten Deserteuren zusammen gesperrt, mußte ihr elendes Lager theilen, unter Aufsicht einer Wache in den Steinbrüchen arbeiten und wurde behandelt wie ein Verbrecher. Schweigend, in finsterm Troh ließ er Alles über sich ergehen. Sein Entschluß war gefast, sobald er frei war, wollte er desertiren. Der Tag seiner Entlassung aus dem Arrest kam. Des Abends beim „Roll Call“ antwortete er kräftig sein „Hier!“ und begab sich gleich zur Ruhe. Die Lampen in den Sälen wurden gelöscht. Hier und da wurde noch halblaut gesprochen, welches aber bald verstummte und einem Schnarchtonzerr Blah machte. Draußen sungen die Wipfel an zu brausen, grelle Blitze zuckten durch die Nacht und ferner Donner rollte. Nicht lange, so rauschte ein heftiger Regen nieder. Leise erhob sich Herrmann und schlüpfte in seine Kleider. Das Tosen des Sturmes verschlang das Geräusch seiner Tritte. Unbemerkter gelangte er in's Freie, wartete unter einem Schuppen, bis der Regen nachgelassen hatte, und befand sich bald auf der Straße nach Carandolet. Dort bestieg er einen Pferdeabfuhrwagen nach St. Louis. Er erinnerte sich, daß ein Bekannter aus seiner Heimath, seines Zeichens ein Schneider, vor zehn Jahren mit seiner Familie nach Amerika ausgewandert war und sich in St. Louis niedergelassen hatte. Wenn er diesen fand, war ihm geholfen. Richtig fand er im „Directory“ die

Adresse und fand bald darauf vor einem hohen Tenementhause. Der gute Schneidermeister, der sich eben mit seiner Gemahlin zur Ruhe begeben wollte, war höchlich erstaunt, als so spät noch an die Thür geklopft wurde und ein Soldat herintrat. „Kennen Sie mich nicht mehr, Meister Bügler?“ fragte Herrmann. Jener schüttelte verduht sein Haupt. „Ich bin der Herrmann Förster vom Haidebauernhose!“

Als das Ehepaar sich von seiner Ueberraschung erholt hatte, begann er, von seinen Schicksalen zu erzählen, von seinem ersten Entschluß, zu desertiren, und erst nach dem Schluß zu diesem Zwecke einen abgelegten Anzug. Dieser wurde ihm gerne bewilligt. Während er im Nebengemache seine Kleider wechselte, bereitete die Schneiderfrau einen kalten Aufschnitt und der Gemahl holte in einer Blechkanne Bier herauf. Der junge Mann mußte sich hinsetzen, essen und trinken und dabei wurde von alten Zeiten geplaudert. „Du schreibst doch auch zuweilen nach Hause?“ fragte der Schneider beiläufig. „In den fünf Jahren, seit ich hier bin, habe ich nichts von draußen vernommen!“

„Ist's möglich? Dann weißt Du's wohl noch gar nicht!“ „Was?“ „Ja, weißt Du's denn nicht? Der alte Haubauer und seine Frau sind vor vier Jahren turtz nacheinander gestorben und da hat der Franz Lindholt, der die Gertrud geheiratet hat, den Hof übernommen, der aber ganz unglücklich verschuldet gewesen sein soll, so daß der Franz ihn nicht lange hat halten können und da ist er mit seiner Frau und einem Kinde herübergekommen nach Amerika.“

„Was?“ rief Herrmann erregt. „Franz Lindholt ist mit seiner Frau in Amerika?“ „Ja, nun warte mal, das ist noch nicht Alles, der Franz hat sich nämlich in Missouri oben, nicht weit von Woodville, eine kleine Farm gekauft und soll auch ganz gut ausgemacht haben, da hat er sich aber, im März ist's ein Jahr geworden, sehr stark erkältet, hat sich hingelegt und ist gestorben.“ Herrmann war ganz bleich geworden und starrte den Sprecher mit großen, glühenden Augen an. Allmählig stieg eine dunkle Röthe in seine Wangen und mit einem tiefen Athemzuge murmelte er: „Wer hätte das gedacht!“

Er schien auf einmal von einer großen Unruhe befallen zu sein und überschriebete sich bald darauf mit herzlichen Dankesworten von den braven Leuten. Immer weiter wanderte er, in westlicher Richtung, durch die stillen Straßen. Mitternacht mochte es sein, als er die Vororte erreichte. Rechts zeigten ihm die grünen und rothen Signal-laternen einen Güterbahnhof. In dunklen Reihen standen die Waggon's auf dem Nebewerk der Schienengeleise. Dort hin lenkte er seine Schritte, schwang sich in einen leeren Wagen, zog die Thür hinter sich zu, streckte sich auf den harten Boden nieder und war bald, von großer Müdigkeit übermannt, eingeschlafen. Ein dumpfes Rollen und Rütteln weckte ihn. Verwundert rieb er sich die Augen und gewahrte, daß sein Nachtquartier sich bewegte. Durch die Ritzen strahlte der helle Tag. Als er die Thür aufschob, gewahrte er, daß der Zug mit vollem Dampf in's Land hinausfuhr. Bei der dritten Haltestelle wurde er von einem Bremser entdeckt. Diesem brückte er, nachdem er erfahren hatte, daß das Städtchen Woodville sechzig Meilen weiter an derselben Bahn liege, sein letztes Fünftundzwanzigcentstück in die Hand und durfte mitfahren. Als der Zug um die Mittagszeit an einer kleinen Station hielt, erkundigte sich Herrmann, wie weit es noch bis Woodville sei. Zehn Meilen, hieß es. Statt wieder den Zug zu besteigen, reiste er zu Fuß auf dem Landwege weiter. Mit plötzlicher Angst war ihm der Gedanke in die Glieder gefahren, er könne zu früh in Woodville ankommen. Ja, was wollte er denn eigentlich dort? — War sie nicht die Wittwe eines Anwerbers? Mühte er ihr nicht ein Fremder sein? Welches Recht hatte er, vor sie hinzutreten? Er blieb erschrocken stehen und sann nach. Wäre es doch nicht besser, wenn er weiter reiste? Wo zu die alten Wunden wieder aufreißten? — Aber das heiße Verlangen seines Herzens siegte über die kalte Vernunft. Er wollte sie ja nur fragen, ob sie damals seinen Brief erhalten habe. Nach verschiedenen Erkundigungen erreichte er das lieblich von Obstbäumen umgebene, zwischen blühenden Feldern liegende Farnhaus. Sein Herz klopfte heftig, als er sich aber der Thür nahte, kam eine seltsame Ruhe über ihn. Die Magd, bei welcher er sich nach Mrs. Lindholt erkundigte, führte ihn in's Wohnzimmer, wo er Platz nahm.

Sobald aber aus dem Nebengemache der Klang der geliebten Stimme an sein Ohr drang, die er seit Jahren nicht vernommen hatte, war es um seine Ruhe geschehen. Er sprang auf und stürzte sich mit den Händen auf die Tischplatte, denn seine Knie bebten. Die Thür ging auf. Sie war es. Schönere noch war sie geworden und weiblicher. Ein Zug stiller Schwermuth um die Lippen verlieh dem Gesichte etwas rührend Liebliches. Sie trübe, erblähte und starrte ihn an, als sähe sie ein Gespenst. „Mrs. Lindholt — ich bin's“ — stolperte er.

Sie starrte ihn noch immer groß an, sank auf einen Stuhl und murmelte: „Du, Herrmann?“ Ihre Raftungslosigkeit gab ihm seine volle Ruhe wieder. „Verzeihen sie, Frau Lindholt,“ sprach er, „ich wollte Sie nicht erschrecken, nur fragen wollte ich — hast Du damals meinen Brief nicht erhalten?“ Sie blickte ihn in maßlosem Erstaunen an, sprang plötzlich auf, ergriff seine Hand und fragte einbringlich erregt: „Sag' mir die Wahrheit, Herrmann, hast Du damals in der Residenz ein Verhältnis gehabt mit einer Wirthschafterin und hast Du auf meine letzten drei Briefe einmal geantwortet?“

„Was sagst Du? Dreimal hast Du geschrieben und keine Antwort von mir erhalten? — Um Gotteswillen, sprich — wer hat die Briefe an Dich in Empfang genommen und die Deinen befördert?“ „Mein Vater!“ „Und wer hat gesagt, daß ich mit einem anderen Mädchen ein Verhältnis hätte?“ „Glaube Waldman schrieb es, der bei Deinem Regiment stand!“ „Der Freund Franz Lindholt's?“ „Oh, nun ist mir Alles klar! — Gertrud,“ fuhr er nach einer Pause mit funkelnden Augen fort und ergriff ihre Hand, „man hat uns betrogen, schändlich betrogen um unser Glück! Ich schwöre es Dir, Gertrud, nie hat ein anderes Bild in meinem Herzen gewohnt, wie das Deine — man hat uns schändlich belogen und betrogen!“

Allmählig legten sich die stürmischen Wogen der Erregung, sie vermodeten mit Ruhe über die Vergangenheit zu reden, und Alles, was zwischen ihnen dunkel gewesen, klärte sich auf. Eine Stunde war im Nu vergangen, da öffnete sich die Thür und ein dreijähriges, blondlockiges Mädchen trat herein, suchte aber beim Anblick des Fremden. „Komme nur, Gretel,“ sprach die Mutter lächelnd, „und gib dem fremden Onkel die Hand!“ Die Kleine, ganz das Ebenbild der Mutter, kam zögernd näher und ließ ihre großen Augen prüfend auf dem Fremden haften. Er mochte ihr wohl gefallen, denn vertraulich streckte sie ihm ihr Händchen entgegen. Sanft zog er sie auf seinen Schooß und küßte sie auf die Stirn. „Willst Du den fremden Onkel auch ein wenig lieb haben?“ fragte er sie leise. Statt der Antwort schlang sie zärtlich ihre Arme um seinen Nacken und schmiegte ihr Köpfchen an seine Wange.

Herrmann's leuchtende Augen begegneten denen der erstehenden jungen Mutter. In diesem stummen Blick lag mehr als was tausend Worte sagen können, aus diesem Blick strahlte das Morgenroth einer glücklichen Zeit.

Höhlenwunder auf Yuktatan.

Auf der Halbinsel Yuktatan hat der amerikanische Alterthumsforscher Henry C. Mercer, Kurator des Museums für Archäologie an der Universität von Pennsylvania, zusammen mit John White Conwith Höhlen mit unterirdischen Säulen entdeckt. Die Eingänge dieser Höhlen bilden in der Regel einen senkrechten Schacht, ähnlich einem Brunnen, oder große unterirdische Kuppelräume. Da in diesem Theile Yuktatans bedeutende Flüsse und Ströme nicht vorkommen, die solche Hohlräume hätten ausfüllen können, so erklärt Mercer ihre Entstehung damit, daß sich auf der felsigen Oberfläche zunächst irgendwo atmosphärisches Wasser ansammelte, das die Felsfläche allmählich zerfetzte, bis ein Loch entstand. Auf dem Boden dieser Löcher fraß das Wasser das Gestein in die Tiefe und Breite aus und so entstand eine sehr auffällige Art unterirdischer, kuppelförmiger Kammern von 50—300 Fuß Durchmesser und 16—6 Fuß Tiefe, die durch eine oder mehrere runde Oeffnungen in der Decke (von 10—50 Fuß Durchmesser) mehr oder weniger hell erleuchtet wurden.

Die Natur hat sich nun diese merkwürdigen Höhlen gewissermaßen als unterirdische Treibhäuser mit Oberlicht auserschnitten. Durch die Lichtöffnungen flürzten Stücke der ursprünglichen Decke hinein und bilden häufige loser Steine auf dem Boden der Höhle.

Wo der Haufen hoch genug und allmählich mit Humus bedeckt wurde, siedelten sich Bananen und tropische Zimmergrüne Gewächse an, war mit ihren Kronen manchmal die Mäuler der Oeffnung streifen, aus derselben hervortragen und bei windigem Wetter ein merkwürdiges Geräusch in der Höhle verursachen. Zuweilen liegen diese unterirdischen Säulen aber auch weit unter der Oberfläche in Klotzen, die von oben ganz unzugänglich sind; Tauben bauen ihre Nester auf Felsvorsprüngen in der Nähe der Lichtöffnungen, und kleinere Thiere finden Schlupfwinkel unter den Felsblöcken. Erreichen auch manchmal die inneren Anhäufungen einer solchen Höhle den Rand der Oeffnung, so daß man hinab springen und an den Abhang des Hügels in die Höhle hinabklettern kann, so bleibt doch in der Regel eine Kluft von mehreren Yards, die man entweder mit Striden überbrücken muß, um an den Boden zu gelangen, oder man benutzt wie die Eingeborenen die vielfach bis zum Boden der Höhle hinreichenden Wurzeln der Alamoabäume, welche am Rande der meisten dieser Oeffnungen stehen.

Mercer und Conwith fanden eine ganze Anzahl solcher Höhlen auf, von denen manche auch Wasser enthielten, andere aus mehreren neben einander liegenden Kammern und Gängen bestanden. Stellenweise war der Boden mit Mische und rothen und grauen Topfersteinen bedeckt, die mit farbigen Ornamenten verziert waren. Eine Menge 2 bis 3 Fuß im Durchmesser haltender Steinblöcke, die ausgehöhlt waren, von denen einzelne als Kornquetscher, die meisten aber zum Auf-saugen von Wasser gedient haben mögen, deuteten an, daß ehemals diese Höhlen von Menschen bewohnt gewesen waren. In manchen Höhlen fanden sich in den Felsen eingeschnittene Kreise und Gruppen von rechtwinkligen Linien und in der „Hirchhöhle“ auf den Wänden die Zeichnung eines Hirsches. Nachgrabungen, die verschiedene Schichten erkennen ließen, förderten aus der Mische neben Topfersteinen Thierknochen und aufgeschlagene Menschenknochen zu Tage, was Mercer zu der Annahme veranlaßt, daß die Höhlenbewohner Kamibalen gewesen sein müßten.

„Was sagst Du?“ Dreimal hast Du geschrieben und keine Antwort von mir erhalten? — Um Gotteswillen, sprich — wer hat die Briefe an Dich in Empfang genommen und die Deinen befördert?“

„Mein Vater!“

„Und wer hat gesagt, daß ich mit einem anderen Mädchen ein Verhältnis hätte?“

Gedichte in Pälzer Mundart.

Von Lorenz Mohr.

Reich du um. Un esch der Mensch, ach noch so reich un noch so ogebloie, Mägnen wie zwee e dreißig Jai kann er sich nicht reize losche.

„s esch neidenswerth wer nimmt sei“

Lous, Wie Schicksalshand 's hat b'schiede: Er find't im schille Schaffenstrees Sei' Herzengsglück, sei in Friede.

Blith un Blumm. O Hyacinth' mit Dite ßß, Wie hauchicht, o Rouf, in's Herz det' Größ,

Doch lieblicher, als alle beed', Duf't d' Neb', wann se in Blithe schiecht.

Was d' Blith' verschpricht, die Traub' die halt'is Am Rhei' un b' sumers in der Palz; Sie schaff't 'n Troppe, wunnerlei, D'rum ehet die Welt de Wei vom Rhei'.

Weit himmnooch ercheint, wie mied', Noch ganz abhimmerlich e Blith'. Es licht, so läigt das Kennendum, Im Wei' e wunnervoll'i Blumm.

Was Glanz 'm Schtern, 'm Räische Duff, 'm Verhelied die Zephyrlust, Des eich in Bacchus Heiligdum 'm gluthbelebde Wei' sei' Blumm.

Wann gleit die Blumm te Keag' entzieht, So werd' doch sie doch's Herz erquicht, Un mande e Becher b' schwert of Ehr', Daß sie die Blummelen'gin wär'.

Mayer of de Hase jagd. Mayer, der Privatje Geht Hase ichieße; Säicht er zu tanner Prä; „Her' emol, Luitje!

Drei schieß' ich heit', ich welt': Gen for Better King, Of's Schamndisch' tumst d'r zwett, Nummer drei eich for numst."

„Bänd'sicht mer 'n Bäre uf, Wann d' net der Mayer wär'icht. Wändche, geb Dwacht d'ruf; Schiech' de dreite heit jerscht."

*) Verfasser von „Zweite, K n o w l o c h u n n A r a u.“ Für dies hübsch gebundene Sammlung ist der Ladenpreis 95 Cents. Sie wird von der Chicagoer Buchhandlung'sfirma Koelling & Klappenbach, No. 100 und 102 Randolph Str., gegen Einzahlung von \$1 Remittellen in irgend einem Orte der Ver. Staaten portofrei per Post zugefandt.